

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 1

Artikel: Sprech-Stunde : Thema mit Variationen
Autor: Benedikt, Hans C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Thema mit Variationen

Von Hans C. Benedikt

Thema

Der Arzt bittet den (oder die) Patienten (Patientin) aus dem Wartezimmer ins Sprechzimmer. Er (oder sie) erzählt ihm ihre Beschwerden, er untersucht ihn (oder sie), stellt seine Diagnose und gibt ihm (oder ihr) ein Medikament oder ein Rezept. Der Patient (oder die Patientin) verlässt das Sprechzimmer und kommt — je nachdem — später noch einmal wieder.

I. Variation

Eine umfangreiche Frau gesetzten Al-

Illustration von A. Carigiet

ters wird von mir ins Sprechzimmer geleitet. Zwei Dinge fallen sofort an ihr auf: eine heftig rote Nase und eine Vergrößerung der Schilddrüse, ein Kropf, und zwar ein derber, harter, von Apfelgrösse, eine sog. Kolloidstruma. Ich heisse sie sich setzen. Ein Duft von Kampfer, Mottegeist und Schrankluft entströmt ihr. Sie hat — wie fast alle Frauen auf dem Lande — für den Arztbesuch die Sonntagskleider, die sonst im Kasten hängen, angezogen. Manche parfümieren sich dazu noch mit Bay-Rum oder Vanille; diese hier zum Glück nicht.

« Wo fehlt's? »

« Es Würges », klagt sie. « Es würgt mich hier am Hals und vorn auf der Brust, ich kann fast nicht atmen. »

« Und dazu haben Sie den Schnupfen? Und der macht Ihnen noch mehr eng. »

« Jawohl. So ist es. Wie haben Sie das jetzt gesehen, Herr Doktor? »

« An Ihrer Nase. »

« Ist das möglich! »

Ich untersuche ihren Hals und bin im Begriff, ihr meinen Befund mitzuteilen, da beginnt sie wieder:

« Es ist, wie wenn mir jemand mit der Hand den Hals zudrücken würde. »

« Das kommt vom Kropf. »

« Meinen Sie? Kann man da etwas machen dagegen? »

« Weiche Kröpfe lassen sich manchmal durch Salbenbehandlung verkleinern, aber Ihrer ist derb, mit Knoten durchsetzt, da hilft das Einreiben nicht. Außerdem taucht ein Teil hinters Brustbein herunter und drückt auf die Luftröhre. »

« Sie, Herr Doktor . . . und das Würgen am Hals? »

« Eben, vom Kropf, wie ich Ihnen sagte. »

« Und gibt es da kein Mittel? »

« Wenn Ihre Beschwerden stärker werden, nur eines: die Operation. »

« Aha. »

Sie schweigt. Dann fährt sie fort:

« Ich möcht' nur wissen, warum ich manchmal so eng hab' beim Steigen; zum Beispiel, wenn ich rasch eine Treppe hinaufgehe? »

« Kommt alles vom Hals. »

« Ja — und die Operation, ist die nicht gefährlich? »

« Sie ist in guten Händen nicht gefährlicher als irgendeine andere Operation. »

« Herr Doktor! Das tut mich jetzt schon die längste Zeit intrigieren, woher auch dieses Würgen am Hals kommt. »

« Ich hab' es Ihnen doch schon zweimal gesagt: vom Kropf. »

« Das kann ich mir jetzt gar nicht vorstellen. Wissen Sie, es ist gerade so, wie

wenn da etwas drin sässe . . . da — im Hals . . . das mir ihn zuschnürt. »

« Das ist der Kropf, der auf den Kehlkopf und auf die Luftröhre drückt. »

« Der Mann hat sich auch schon verwundert, was das sein möchte. »

« Erklären Sie es ihm zu Hause. »

Sie starrt mich unverwandt mit ungläubiger Miene an.

« Ich meine immer, es müsse etwas anderes sein, etwas, das bei mir im Hals sitzt. »

« Das andere ist eben Ihr Kropf. Wie heissen Sie übrigens? »

« Frau L. aus M. Ich bin Mitglied der Krankenkasse. »

« Dann haben Sie gar keine Operationskosten, sogar die Reise nach N. (Bezirksspital) wird Ihnen vergütet. »

« Ich kann mich vorläufig nicht dazu entschliessen. Ich meine immer, es müsse noch etwas anderes zur Behandlung geben. »

« Überlegen Sie sich die Sache daheim, und kommen Sie dann wieder. »

« Sie, Herr Doktor, was könnte jetzt das auch sein, dieses Würgen im Hals, die ganze Zeit? Es macht mich schier verrückt. »

« Sie, Frau L., hören Sie eigentlich nicht zu, wenn ich Ihnen etwas erkläre? »

« Freilich, freilich », erwidert sie eifrig.

« Warum fragen Sie denn dann immer das gleiche? »

« Weil ich glaube, es sitze da etwas drin, im Hals. »

« Es sitzt aber nichts drin. Der Druck, den Sie spüren, wird durch Ihre stark vergrösserte und harte Schilddrüse verursacht, durch nichts anderes. »

Pause.

« Ja — und gibt es keine andere Behandlung? Man hört doch soviel vom Röntgen? »

« Nein, nicht bei dieser Form von Schilddrüsenvergrösserung. »

Ich stehe auf.

« Jetzt hören Sie, Frau L., Sie besprechen alles mit Ihrem Mann zu Hause, und wenn Sie zur Operation entschlossen

sind, kommen Sie wieder zu mir, damit ich Ihnen das Zeugnis für den Spitalarzt ausstellen kann. »

Sie bleibt sitzen und schweigt. Ich stehe, um ihre Visite abzukürzen. Das Wartzimmer ist voller Leute. Dann höre ich sie sagen:

« Ich meine halt immer, ein Nerv habe sich bei mir abgelöst und fahre jetzt in meinem Hals herum. Und dieser Nerv schnüre mir den Hals ein. Ich höre ihn manchmal chroseln und güderen. Ich glaube halt immer, es müsse so etwas sein. »

« Was es ist, bleibt sich ja schliesslich gleich. Und jetzt tun Sie nur, wie ich Ihnen sagte! Adieu, Frau L.! » Ich strecke ihr die Hand entgegen.

Sie erhebt sich seufzend, schwerfällig, unbefriedigt, nicht überzeugt.

« Muss ich nochmal vorbeikommen? »

« Ja, wenn Sie zur Operation bereit sind. »

« Das ist aber eine gefährliche Operation, nach dem, was ich schon gehört habe. »

« Nicht so gefährlich und außerdem die einzige Möglichkeit bei Ihren Beschwerden. »

« Gibt es wirklich kein anderes Mittel? Vielleicht massieren oder Umschläge mit Heublumentee? »

« Ich warne Sie vor dem Massieren! Das könnte ganz bedenkliche Folgen haben. Die Heublumenumschläge können Sie meinetwegen versuchen. »

Sie zögert.

« Herr Doktor, könnte es nicht ein verstocktes Äderlein sein? Weil es doch soviel rumort im Hals? »

« Adieu, Frau L.! »

« Adieu, Herr Doktor! »

Sie verlässt kopfschüttelnd das Sprechzimmer. Ich öffne die Türe zum Wartzimmer, um den nächsten Patienten zu fischen.

*

Acht Tage später erscheint Frau L. wieder bei mir. Sie erwidert meinen Gruss nicht, wartet auch meine Frage

nicht ab, sondern beginnt mit autoritärer Stimme und einer Art von Fanatismus:

« Herr Doktor, der Mann bittet Sie, mich einmal *ganz gründlich* zu untersuchen, damit endlich festgestellt wird, was mir eigentlich fehlt und woher das Würgen im Hals kommt. Ich kann das einfach nicht mehr haben . . . »

II. Variation

Dies ist eine der häufigsten Varianten. Ich gestehe, dass sie mich zu Anfang meiner Praxis beinahe rasend machte. Das lag an der damals noch in mir fest-sitzenden Idee, dass man bei einem Patienten auf Dankbarkeit und Konsequenz zählen kann. Seither lässt mich diese Form von Sprechstundenerlebnis kalt, besonders seit ich weiß, dass sie sich mit absoluter Regelmässigkeit zu wiederholen pflegt.

Ein Mann in mittlern Jahren erscheint in der Sprechstunde. Er bewegt sich krumm wie ein Angelhaken und greift mit der Hand an den Rücken, genauer an die Lendengegend, er schnauft schwer, ächzt und klagt und wirft sich dann wie ein Verzweifelter in den Sessel. Im Beruf ist er Landwirt und wohnt nicht weit von mir.

« Nun, Herr Örtli », beginne ich, « wo fehlt's?, Schmerzen im Rücken? »

« Herr Doktor », stöhnt er, « ich halte es nicht mehr aus! . . . Diese Schmerzen machen mich noch verrückt . . . Was ist auch das? »

Ich lasse mir seine Beschwerden schildern, helfe ihm, sich ausziehen, und kriege ihn schliesslich mit vieler Mühe, den Rücken nach oben, auf den Untersuchungsschragen. Er greift wie ein Wilder nach meinen Händen, die sich anschicken, ihn zu untersuchen.

« Sie, Herr Örtli, so kann ich nichts machen. Sie müssen ruhig liegen. Ich glaube übrigens, dass ich Ihnen gar nicht weh tun werde. »

So ist es. Die Lendengegend ist auf Druck, Quetschen, Klopfen absolut schmerzfrei.

« Wo tut es denn am meisten weh? »



F. Deringer

Federzeichnung

« Hier . . . und hier . . . und hier . . . »

Der Mann tastet mit seinen breiten Händen ein Gebiet von der Grösse eines Folioobogens ab.

« Sie machen sich keine Vorstellung, wie das weh tut, Herr Doktor! » jammert er.

« Aber nicht beim Berühren, nicht wahr? »

« Nein, aber sonst; sobald ich nur die geringste Bewegung mache, sticht es wie mit Nadeln . . . Bei der kleinsten Anstrengung könnt' ich aufheulen . . . Sie haben keine Ahnung, was ich seit drei Tagen ausstehen muss! »

« Haben Sie sich erkältet? Sind Sie durchnässt worden? Haben Sie auf nassen Boden gestanden? » frage ich.

« He ja, wie unsreiner halt muss! »

« Ist es ganz plötzlich gekommen? »

« Ganz plötzlich. Ich war daran, ein Stück Wiesland, das ich dem Riederer abgekauft habe, umzustechen. »

« Wann war das? »

« Was haben wir heute? »

« Den 12., Dienstag. »

« Dienstag . . . , ja, dann ist's am Freitag oder Samstag gewesen. »

« Nun? »

« He, ich war dabei, jene Wiese umzugraben. Es hat geregnet und geluftet, der Boden war nass, und dazu noch ein ganz schlechter, schwerer Lehmboden. Der Riederer hat mich hineingeleimt mit dem Kauf. Aber ich mache ihn rückgängig, und wenn ich zum Statthalter gehen muss; ich will es dem Halunken dann schon zeigen! »

« Erzählen Sie, wie es anfing! »

« Ich hab's ja schon gesagt, beim Umstechen. Gefrostelt hatte es mich schon lang . . . und plötzlich, ich denk' an nichts anderes, schiesst es mir ins Kreuz, ich hab' gemeint, ich sei erledigt, so ein Gefühl war das; ich weiss gar nicht, wie ich's beschreiben soll . . . Ich hab' mit einem Schlag keine Bewegung mehr machen können; es war, wie wenn ich gelähmt wäre; meiner Lebtag hab' ich nichts Ähnliches verspürt . . . Ich weiss nicht, was das ist . . . »

« Aber ich weiss es, Herr Örtli. Das ist ein sogenannter Hexenschuss. »

« Sagt man dem . . . ? »

« Ja, nicht wahr, wenn ich hier drücke

und dort . . . und dort . . . so tut es gar nicht weh? »

« Fast gar nicht. »

« Aber sobald Sie eine Bewegung machen . . . »

« Ja, dann ist es, wie wenn mir einer ein glühendheisses Messer in den Rücken stechen und dort ein paarmal umdrehen würde . . . So ein Schmerz ist das. »

« Das sind eben die Anzeichen eines Hexenschusses. »

« Ist das gefährlich, Herr Doktor? »

« Nein. Ungefährlich. Aber eben: recht schmerhaft! »

« Juuuuu . . . Herr Doktor, ich hab' gemeint, ich werde verrückt. Und wissen Sie, ich hab' nicht können allein heimlaufen, ich hab' müssen der Frau rufen und dem Sohn . . . Jawohl. Die beiden haben mich dann abgeschleppt. Laufen hätte ich, meiner Seel, nicht können. Und nachts im Bett ist es dann noch ärger gekommen, ich hätte mögen die Wände heraufklettern. Herumgewälzt hab' ich mich, kein Auge zugetan, jede Viertelstunde hab' ich schlagen hören . . . Ja, Sie machen sich keinen Begriff, was ich ausgestanden habe. Am Morgen hat mir dann die Frau „Vorschuss“ (Kirschwasser) eingerieben. »

« Hat es dann etwas gebessert? »

« Oh, nicht der Rede wert. »

« Warum sind Sie nicht früher gekommen, oder warum haben Sie mir keinen Bericht gemacht? »

« Ich habe gemeint, es bessere von selber . . . »

« So, Herr Örtli, jetzt helfe ich Ihnen beim Ankleiden. »

« Ist es gefährlich, Herr Doktor? Was ist es denn eigentlich? Doch kein Krebs? Vor dem habe ich einen Heidenrespekt, ein Onkel von mir ist daran gestorben. »

« Nein, Krebs ist es nicht. Ich gebe Ihnen etwas zum Schwitzen und eine Salbe zum Einreiben, und nachher ist die Sache dann vorbei. »

« Meinen Sie? Da wäre ich schon froh. Jetzt, wo soviel Arbeit ist! Melken habe ich auch nicht können. »

Ich stelle ihn mit Mühe auf die Beine.

Endlich steckt er in den Kleidern. Ständig greift er sich ans Kreuz.

« Das ist schon ein Elend, wenn man so was haben muss. Ich wusste gar nicht, dass es das gibt. Noch nie hat mir etwas gefehlt. Ich glaube immer, ich habe zu viel Harnsäure . . . »

Ich habe Pulver und Salbe bereitmacht und überreiche sie ihm.

« So, Herr Örtli. »

« Danke, Herr Doktor. Glauben Sie, dass die Mittel helfen? »

« Ganz bestimmt. »

« Wir wollen's hoffen. Denn wenn das so weitergeht: lieber erschiess' ich mich! »

« Sie werden sehen, morgen ist die Sache einen guten Teil besser. »

« Was bin ich schuldig? »

« Sie zahlen das nächste Mal. »

« Muss ich nochmals vorbeikommen? »

« Ja. Übermorgen. Sie berichten mir dann, wie es geht. »

« Also denn, adieu Herr Doktor. Und ich danke Ihnen dann noch vielmals. »

« Adieu, Herr Örtli. »

Und mühsam, wie ein Verprügelter, grochsend und stöhnend, hinkt er aus dem Sprechzimmer.

*

Zwei Tage später klopft es während der kurzen Pause zwischen zwei Patienten — ich notiere mir gerade etwas — heftig an der Sprechzimmertüre. Ich schätze diese Art des Überrumpeltwerdens gar nicht.

« Herein! » rufe ich.

Wer kommt hineinspaziert? Strammen Schrittes, einen gewaltigen, nicht enden wollenden Husten ausstossend? Herr Örtli in Person.

« Herr Örtli, Sie? »

« Jawohl. » Erneuter Hustenanfall.

« Tag, Herr Doktor. »

« Tag, Herr Örtli. So — und wie steht's jetzt? »

« Schlecht, Herr Doktor, ganz schlecht! Einfach miserabel! »

« Schlecht? Aber Sie laufen doch kerzengerade? »

« Sie, Herr Doktor, der Husten! Der Husten! Der bringt mich fast um! Die ganze Nacht habe ich gebellt wie ein Kettenhund. »

« Ja — und der Hexenschuss? »

« Vorbei. Aber der Husten, Herr Doktor! Ich muss mir noch die Lunge austhusten! Ich meine immer, es käme Blut. Und weh macht's hier. » Er deutet auf den Brustkorb. « Da drinnen sticht's wie der Satan. Ich... weiss nicht, was das ist. »

« Und der Hexenschuss, der Sie so gequält hat? Der Ihnen das Leben vergällte? Von dem sagen Sie nichts? »

« Der ist vorbei. Aber seit gestern muss ich mich schier zu Tode husten. Hören Sie, wie es da drinnen korchelt? Wissen Sie mir nicht ein gutes Mitteldagegen? »

*

Wer das erstemal, wenn er so was erlebt, vor Wut, vor Enttäuschung, vor beleidigtem Selbstgefühl seinem Patienten nicht am liebsten eine Ohrfeige hauen möchte — der melde sich. Mir hatten damals Empörung über die Beschränktheit, Undankbarkeit, Vergesslichkeit, über den Mangel an Logik und elementarstem Anstand von seiten des Kurierten meinen Tag vergällt. Nachher gewöhnt man sich daran und quittiert solche Erlebnisse mit Resignation, ohnehin eine der wichtigsten Tugenden des Arztes, und, notabene, eine der notwendigsten!

III. Variation

Ottoli ist nicht der Name einer türkischen Provinz, sondern das Diminutiv von Otto, eines kleinen Patienten, der zur Zeit im Wartezimmer sitzt. Beim Öffnen der Türe sehe ich sie zu dritt: Vater, Mutter und ihn, den sechsjährigen Otto Hecker, in wollengestricktem Mantel, Halstuch und Mütze aus dem gleichen Material, trotzdem es draussen ein sonniger Frühlingstag ist. Beide Eltern zur Begleitung? denke ich. Sonst erscheint in solchen Fällen gewöhnlich die Mutter allein, ganz selten mal der Vater, wenn

diese Wäsche hat... aber beide zusammen? Was kann das bedeuten?

« Wollen Sie so gut sein! » sage ich.

Es erhebt sich aber nur die Mutter, dem Vater einen Blick zuwurfend, den ich nicht recht verstehe. Sie schiebt das Wollbündel vor sich her und ins Sprechzimmer hinein.

« Brav sein, Ottoli! » höre ich sie dabei flüstern. « Gelt, du hast es mir doch versprochen? Dann bekommst du auch das Häslein zu Ostern, weisst, das im Schaufenster vom Konditor Munz, das dir so gefallen hat... aber nur, wenn du brav bist! »

Nach dieser Präambel beginnt sie, ihren Sprössling mit mütterlich-besorgter Umständlichkeit zu entkleiden.

« Was hat der Junge? » frage ich.

« Den Schnupper. Und dann das Halsweh. Wenigstens klagt er, es tue ihm beim Schlucken weh. Gelt, Ottoli? »

Ottoli richtet einen halb ängstlichen, halb frechen Blick auf mich. Ich schaue der Enthüllungsprozedur zu.

« Husten tut er auch », ergänzt Frau Hecker, gleichsam zur Entschuldigung, indem sie das Söhnlein aus dem Mantel herausrollen lässt, den sie sorgfältig auf dem Stuhl ausbreitet.

Ottoli steht nun in einer zweiten, aber andersfarbigen Wollschicht, einer Art von Overall vor mir. Zum Ausziehen der selben muss er sich setzen. Die Mutter streift ihm den Oberteil über die Schultern, kniet dann nieder und beginnt an dem das rechte Bein umhüllenden Stück zu ziehen. Ottoli müsste dazu das Bein strecken, was er aber nicht tut.

« Tue 's Beinli schön strecke! » bittet die Mama.

Als Antwort umklammert Ottoli mit beiden Füssen die Stuhlbeine.

« Aber, Ottoli, was machst auch? » fragt sie verlegen.

Ottoli schaut triumphierend umher. Wie sein Blick sich mit meinem kreuzt, drohe ich ihm, hinter dem Rücken seiner Mutter, mit dem Finger. Blitzschnell streckt der Gauner erst das rechte, dann das linke Bein aus, zur grössten Verwun-

derung und Befriedigung der Mama, die nichts von meinem Manöver bemerkt hat.

Der Overall ist gefallen. Ottoli steht jetzt in einem Kostüm da, in welchem man normale Kinder ohne weiteres ins Freie schicken könnte; er hat eine Bluse an und Hosen, die mit über der Bluse laufenden Trägern befestigt sind; alles aus Wolle, jedoch wiederum in einer neuen Farbe.

« Wieviel Schichten trägt auch Ihr Sohn? » frage ich.

« Ich habe ihn etwas wärmer angezogen, dass er sich nicht noch mehr erkältet. Das Wetter ist so unsicher... », antwortet die Mutter und beginnt zu pressieren, wie um mich über die folgenden Kleidungsstücke hinwegzutäuschen.

Nach Entfernung von Bluse und Hose erscheint ein dickes Flanellhemd, das dem Jungen über die Unterhose baumelt. Strümpfe sind noch keine zu entdecken.

Ottoli sperrt sich zur Abwechslung wieder mal, auch versetzt er gelegentlich der vor ihm knienden Mama einen Tritt, auf den sie mit einem sanften: « Aber, Ottoli, was machst auch? » reagiert. Gleichzeitig sagt sie entschuldigend zu mir: « Sie haben halt noch keinen Verstand in diesem Alter », eine Bemerkung, von der ich nicht weiss, ob sie sich auf sie selbst oder den Sohn bezieht.

Unterhosen und Hemd werden auf den langsam sich vergrössernden Haufen aufgeschichtet. Nun erscheinen — unten — ein paar schwere, braune, offenbar selbst-gelismete Strümpfe und — oben — eine Art von Unterleibchen, das bis ans Knie reicht.

Wie macht sie's nur, denke ich bei mir, dass sie die Reihenfolge beim Ankleiden nicht verwechselt?

« Muss ich ihn ganz abziehen? » frägt sie.

« Ja, bitte. »

Unter dem Unterleibchen erscheint ein zweites seiner Gattung; ebenso unter den braunen Strümpfen ein weiteres Paar schwarze. Erst der Hitlerismus, dann der Faschismus, denke ich, jetzt kann 's nicht mehr lang gehen!

« Die Strümpfe kann er anbehalten », sage ich.

Ottoli steht jetzt bis auf diese unbekleidet vor mir. Ich konstatiere, dass er einen ziemlich schwarzen Hals hat, vermutlich zu seinen keineswegs sauberen Händen assortiert.

Ich beginne ihn zu beklopfen und setze dann das Hörrohr an.

« Schön schnaufen! » ermahnt die Mutter.

Ich warte; ich höre nichts.

« Du, Otto », sage ich zu ihm, « du musst tief schnaufen, schau, so! » Und ich mache ein paar tiefe Atemzüge.

« Weisst, wie das Bähnli, mit dem wir das letztemal zur Tante Marie gefahren sind, gerad' so musst du schnaufen, gelt? » ergänzt die Mutter.

Ich warte auf den Effekt der Reminiszenz an Tante Marie, aber Ottoli unterdrückt offenbar z'Leid und mit Anstrengung jeden tiefen Atemzug. Nichts ist zu hören.

« Schnaufen! » fahre ich ihn an.

Plötzlich beginnt der Lausbub mit grösster Geschwindigkeit zu röcheln; es tönt ganz beängstigend.

« Nicht so rasch! » rufen wir beide.

« Ottoli », kommt die Mutter zu Hilfe, « tu jetzt auch schön schnaufen, gelt, so wie 's der Onkel Doktor dir gezeigt hat! »

Dem Onkel Doktor tritt der Schweiss auf die Stirn. Es ist nichts aus dem Bengel herauszuholen als ein paar ganz leise, künstlich abgeschwächte Atemzüge, die er zwangsläufig von sich gibt.

« Man hört nicht viel auf der Lunge », muss ich schliesslich gestehen, « allerdings atmet er auch so nachlässig, so miserabel, dass es direkt eine Kunst ist, etwas zu hören. Tut er das eigentlich aus schlechtem Willen, oder begreift er nicht, was gemeint ist? »

Darauf weiss die Mutter keine Antwort. Otto wühlt inzwischen in den Briefschaften auf meinem Schreibtisch.

« Mach jetzt mal den Mund auf », sage ich zu ihm, « dass ich dir in den Hals schauen kann! »

Ottoli führt den Befehl auf seine Art aus, indem er die Lippen fest aufeinander presst.

« Aber auch, Ottoli, was machst denn? » ruft die Mama verlegen. « Musst das Müüli ganz weit aufmachen, so weit du kannst, es tut ja nicht weh! »

« Vorwärts! » kommandiere ich.

Ottoli schaut mich mit geschlossenem Mund aus frechen Augen an. « Bitte, setzen Sie sich », sage ich zur Mutter, « und halten Sie ihm den Kopf! »

Frau Hecker kommt meinem Wunsch auf ungeschickte, beinah ängstliche Weise nach. Ihr Sohn jedoch hat die Situation sofort begriffen. Er windet sich zwischen den Händen der Mama und boxt sie mit seinem Dickschädel in den Magen.

« Du! » drohe ich, « ich werde nicht viel Zeit mit dir verlieren! Wenn du das Maul nicht aufmachen willst, muss ich dir die Nase zuhalten! Dann werden wir schon sehen, ob es geht oder nicht. »

Ist es eine längst fällige Wut- und Trotzreaktion von seiten des Bengels, ist es Angst? Plötzlich fängt er wie ein Wilder an zu brüllen und schreit dazwischen: « Hei goh! Hei goh! Mamme, hei goh! »

« Gleich, gleich gehen wir heim », besänftigt diese. « Aber wer wird auch so schreien? Wenn du schön das Müüli aufmachst, dann gehen wir auch bald heim. Weisst, der Onkel Doktor muss doch ins Häseli schauen, um zu sehen, wo das Wewehli ist! »

Das Brüllen setzt keinen Augenblick aus. Es tönt, als würde der Lausbub am Spiess geröstet. Ich beginne, die Geduld zu verlieren.

« Halten Sie seinen Kopf fest! » befiehle ich der Mutter, « aber fest diesmal, dass er nicht wackeln kann! »

Sie gehorcht scheinbar nur ungern. Ottoli brüllt weiter. Da er dabei den Mund, wenn auch nicht sehr weit, geöffnet hält, presse ich ihm den Spatel auf die Zunge und bemühe mich, mit der Stirnlampe seine Mandeln zu Gesicht zu bekommen.

Vergebliche Arbeit. Otto reagiert auf dieses Manöver mit verstärktem, wahr-

haft teuflischem Gescrei. Ich sehe im Geiste die Patienten im Wartzimmer vor mir, die sich mitleidsvoll zuraunen: « Der arme Bub, was macht er wohl mit ihm? »

« Aber, Ottoli, was schreist denn auch? » erkundigt sich die Mama. « Es tut doch nicht weh? »

« Weh tut ihm nichts », versetze ich. « Er heult aus Trotz und schlechter Laune. Er weiss eben nicht, was folgen heisst. »

« Es ist mehr die Angst », antwortet die Mutter. « Zu Hause ist er immer so brav . . . »

« Weil er wahrscheinlich nur das macht, was *ihm* passt. »

« Ja nein, Herr Doktor, er muss daheim auch folgen, gelt, Ottoli? »

Ich unterdrücke eine naheliegende Bemerkung.

Ottoli hat inzwischen sein Gebrüll, unterbrochen von kurzen Pausen, während welcher er Luft schnappt, fortgesetzt. Er scheint jetzt aus Freude an der Sache zu schreien. Jedenfalls ist er gewillt, seinen Standpunkt zu verteidigen. Dazwischen ertönt sein gebieterisches: « Hei goh! Hei goh! Mamme! »

« Es ist schon schlimm, dass ein Bub in seinem Alter nicht zum Parieren zu bringen ist », bemerke ich. « An dem werden Sie noch was erleben, später. »

« Ja, was soll ich denn tun? »

« Ihm ein paar auf den Hintern geben! Dazu hat der liebe Gott den Hintern gemacht. »

« Er bekommt daheim auch manchmal Tätsch, wenn er nicht folgt, gelt Ottoli? »

Ottoli gibt das Brüllen nicht auf. Ich bin im Begriff, auf die Untersuchung des Halses zu verzichten. Ich kann die andern Patienten wegen diesem Lausbuben nicht eine Stunde lang warten lassen. Übrigens scheint jetzt auch die Mutter die gute Laune zu verlieren.

« Du, Otto », ruft sie, « wenn du jetzt nicht aufhörst mit schreien, so hol' ich den Papa! Du weisst doch, warum er mitgekommen ist! Hoffentlich weisst du's! »

« Hei goh! Hei goh! »

« Wir gehen auch heim, aber zuerst musst du aufhören zu schreien und dem Onkel Doktor das Hälselfi zeigen! »

In diesem Augenblick klopft es an der Türe, und der Vater tritt ein.

« Was hat auch der Junge », frägt er ängstlich, « dass er so brüllt? Hat es so wehgemacht? »

« Nein », erwidere ich, « er brüllt aus Eigensinn. »

« Wissen Sie, Herr Doktor, er ist kolossal schreckhaft, er hat einmal als ganz klein des Nachts einen schweren Traum gehabt, und seit der Zeit ist er so nervös. »

Ich bewundere die väterliche Erfindungs- und Entschuldigungsgabe.

« Das hat hier mit Nervosität nichts zu tun », belehre ich ihn. « Es passt ihm einfach nicht, den Mund aufzumachen! Er will seinen Willen durchsetzen. »

« Das wär' mir noch schöner! » gibt der Vater zur Antwort. « Otto! » befiehlt er, « du bist mir jetzt augenblicklich still, hast verstanden? »

Verstanden hat er's offenbar schon, der Otto, nur scheint er sich aus den Drohungen des Vaters gerade so wenig zu machen wie aus denen der Mutter. Er heult weiter.

« Sie, Herr Hecker », sage ich, « wenn das *mein* Sohn wäre... ich wüsste schon, was machen! Ich würde ihn verhauen, dass es klöpft! »

« Das habe ich auch schon getan », versetzt der Vater stolz.

« Aber vielleicht nicht oft genug? Ich will jetzt noch einmal probieren, ihm in den Hals zu schauen. Wollen Sie ihm mal den Kopf festhalten? »

« Ja, gern. »

Der Vater setzt sich auf den Stuhl, von dem seine Frau aufgestanden ist. Sie hat den Kriegsschauplatz sichtlich erleichtert verlassen. Er hält nun den Kopf seines Sprösslings mit Eisenklammern fest. Ich nehme ihm gegenüber Platz und schlinge meine Beine um die des Söhnleins. Mit der linken Hand presse ich den Spatel fest auf seine

Zunge, während ich ihm mit der rechten so kräftig wie ich nur kann in den Popo kneife. Und siehe da! Was geschieht? Ein kurzer Abwehrruck mit dem gekränkten Hintern; dann tritt Erstaunen in die Züge des Bürschchens, es hört auf zu brüllen, schluchzt noch ein paarmal und sperrt dann den Mund auf soweit es überhaupt geht. Dann gebe ich seinen Popo frei.

« Im Hals ist nichts », melde ich den erstaunten Eltern.

Zur Mutter sage ich: « Sie können ihn anziehen. Es handelt sich um einen Luftröhrenkatarrh, er bekommt eine Hustenmedizin. »

« Sehen Sie, Herr Doktor! » meint Frau Hecker stolz. « Bei seinem Papa pariert er. Da weiss er, dass er folgen muss. »

« Das wäre mir auch noch schöner! » antwortet dieser. « Die Mütter haben halt ein viel zu weiches Gemüt. Gelt, Mameli? »

Ich gönne ihm seinen Triumph gern. Den wahren Grund des plötzlichen Parierens seines Sohnes wird er nicht erfahren. Eines ist mir klar: Otto hat überhaupt noch nie Prügel bekommen, darum hat er auf mein Kneifen so prompt reagiert. Es ist, wie wenn Kinder das instinktive Bedürfnis in sich trügen, dass eine über ihnen stehende Macht sich ihren Launen entgegensetze, um sie zu brechen; es ist, als verlangten sie darunter — wenn sie der Teufel reitet — gestraft, verhauen oder gekniffen zu werden; es ist, als ob sie dann erst, sozusagen mit Bewusstsein, gehorchten. Das war es, was Ottoli bis jetzt gefehlt hat: die körperliche Züchtigung; genau so, wie einem jungen Hund, der ohne Klappe ebenfalls zu keinem anständigen Gliede des Hundekorps herangezogen werden kann.

Otto seufzt noch ein paarmal auf — das abziehende Gewitter — reibt sich mit einem verstohlenen Seitenblick auf mich den Popo und lässt sich dann friedlich von Mama in Wollewickeln.